

Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit

SABINE MEHLMANN

Einleitung

Im Mittelpunkt des Beitrags stehen zwei zentrale Konstruktionsmodi moderner Männlichkeit: die Konstruktion des Mannes als ›überlegenes‹ Geschlecht und die des Mannes als geschlechtsneutralem Menschen (vgl. Klinger 2005: 334). Beide haben – so Cornelia Klinger – in ihrer Verknüpfung wesentlich zur Fundierung und Stabilisierung der hegemonialen Position des Männlichen in der Geschlechterordnung beigetragen.

Im Folgenden möchte ich einen Blick auf die historische Genese dieser beiden Konstruktionsmodi und die darin eingelassenen ›internen‹ Paradoxien sowie ihre geschlechtertheoretische Einbettung werfen. Ausgehend von der ›paradoxen Sexuierung‹ des mann-menschlichen Individuums im medizinisch-anthropologischen Diskurs über die Geschlechtscharaktere zu Beginn des 19. Jahrhunderts widmet sich der zweite Abschnitt der ›paradoxen Sexualisierung‹ der Geschlechterdifferenz am Beispiel der Evolutionstheorie und der Sexualpathologie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt des letzten Abschnitts stehen die Geschlechtertheorien Otto Weiningers und Sigmund Freuds, die im Zeichen einer sich um 1900 zuspitzenden ›Erosion‹ der Geschlechterordnung und ihrer legitimatorischen Naturbegründung stehen.

Der Fokus der Betrachtung liegt auf den Akzentverschiebungen und Verlagerungen, die sich sowohl in Bezug auf die beiden Konstruktionsmodi »männlicher Hegemonie« (Meuser/Scholz: 2005)¹ als auch im Hinblick

1 | Meuser/Scholz führen den Begriff »männliche Hegemonie« ein, um die »Produktion, Reproduktion, aber auch Transformation männlicher Macht« zu fas-

auf die zugrunde liegenden geschlechtertheoretischen Paradigmen ergeben: Der bei Weininger und Freud in je unterschiedlicher Weise begründete ›Paradigmenwechsel‹ von einer biologischen zu einer psychologischen Begründung geschlechtlicher Identität wird vor diesem Hintergrund als ›Umschrift‹ einer zweigeschlechtlich und asymmetrisch-hierarchisch strukturierten Geschlechterdifferenz betrachtet: Hier zeichnet sich eine »Vergeschlechtlichung«² des mann-menschlichen Individuums (Mehlmann 1998: 97) ab, welches seinen hegemonialen Anspruch nunmehr als erstes Geschlecht behauptet.³

›Paradoxe‹ Sexuierung

Die Kritik feministischer Philosophinnen am Androzentrismus moderner Rationalitäts- und Subjektkonzeptionen hat aufgedeckt, »dass sich hinter den vorgeblich auf das geschlechtsneutrale Menschliche beziehenden Positionen männliche Perspektiven und Interessen verbergen bzw. umgekehrt formuliert, daß im Konzept ›des Menschen‹ der weibliche Mensch nicht oder nur in höchst prekärer und sekundärer Weise enthalten ist« (Klinger 2005: 334). Mit der Konzeption des geschlechtsneutralen bürgerlichen Vernunftsubjekts, die sich im philosophischen Diskurs der Aufklärung formiert, wird der Mann als alleiniger Träger von Wissen und Erkenntnis und als Begründer moralischer Werte eingesetzt, während die Frau – metaphorisch und faktisch – aus dem Bereich der selbstreflexiven Vernunft ausgeschlossen und in den Bereich der Familie zur Reproduktion der

sen, die auf der »Dominanz männlicher Wert- und Ordnungssysteme, Interessen, Verhaltenslogiken und Kommunikationsstile etc.« basiert. Bei aller Unterschiedlichkeit liegt, so Meuser/Scholz, der gemeinsame Kern dieser sozialen Praktiken darin, dass »das Männliche [...] als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen« (Meuser/Scholz 2005: 223) gesetzt wird. Im Unterschied zu Connell, der in seinem Konzept »hegemonialer Männlichkeit« (Connell 1999), »die symbolische Mächtigkeit der Vorstellung von der männlichen Überlegenheit« (Meuser/Scholz 2005: 224) verkenne, wird im Rekurs auf Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt die Wirkungsmacht der naturalisierten hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit akzentuiert, in der diese Vorstellung bereits eingeschrieben ist. Als ein weiteres zentrales Moment der Reproduktion männlicher Hegemonie bestimmen Meuser/Scholz – mit Simmel – die »Hypostasierung des Männlichen zum Allgemeinen Menschlichen«, welche die Herrschaft von Männern »als Herrschaft unkenntlich macht und einer Wahrnehmung als geschlechtlich markiert entzieht« (ebd.: 225).

2 | Der Begriff der ›Vergeschlechtlichung‹ zielt hier speziell auf die explizite Konstruktion des Mannes als Geschlechtswesen. Der im Folgenden ebenfalls verwendete Begriff der ›Sexuierung‹ bezieht sich demgegenüber allgemeiner auf die geschlechtliche Codierung von Körper, Psyche und sexuellem Begehren.

3 | Vgl. den Beitrag von Cornelia Klinger in diesem Band.

Gattung verwiesen wird. Die Gestaltung von Gesellschaft und Geschichte nach Maßgabe der Vernunft wird damit zum geschlechtlichen Privileg des männlichen Menschen, ein Privileg, das jedoch nicht als geschlechtliches thematisiert wird bzw. werden muss. Die universalistische Konzeption des selbstreflexiven Subjekts konturiert sich im Kontrast zur Markierung der Frau als Geschlechtswesen – die Bestimmung des Mannes als ›allgemein-menschliches‹ Individuum stützt sich auf die Verschiebung alles Geschlechtlich-Partikularen auf die Frau. Das ›Besondere‹ des Menschen-Mannes besteht demgegenüber in seiner Entbindung vom Geschlecht, dem die vergeschlechtlichte Frau als Negativfolie gegenübergestellt wird.

Im Horizont des Konzepts der Geschlechtscharaktere, das im medizinisch-anthropologischen Diskurs an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entsteht, wird diese asymmetrisch-hierarchische Differenzkonstruktion, die der Unterscheidung Individuum Mann/Geschlechtswesen Frau folgt, biologisch fundiert. Die Neubegründung der »Ordnung der Geschlechter« (Honegger 1991), die nicht zuletzt aufgrund des aufklärerischen Postulats einer als Naturrecht verankerten Gleichheit aller Menschen notwendig wurde (vgl. Hark 1999: 84), stützt sich – wie Thomas Laqueur (1992) gezeigt hat – auf das neue Modell einer radikalen Verschiedenartigkeit und Unvergleichbarkeit der weiblichen und männlichen Geschlechtsorgane. Die Konstruktion des Körpers als »erzeugungsmächtiger ›Analogien-Operator« (Honegger 1991: 8), aus dessen geschlechtsspezifischer Organisation die Geschlechtscharaktere von Männern und Frauen und deren soziokulturelle Bestimmung nur noch abgelesen werden müssen, basiert – so Claudia Honegger – auf einer epistemologischen Wende in der Thematisierung ›des Menschen‹ durch die Humanwissenschaften. Dabei wird der Körper nicht nur als psycho-physische Einheit aufgewertet, sondern »zum Ursprungsort einer diffusen, dunklen und dennoch zwingenden Kausalität, die die organischen Gegebenheiten in psychische und moralische Qualitäten [der Geschlechter] übersetzt« (Schäffner/Vogl 1998: 224).

Im Mittelpunkt des Diskurses über die Geschlechtscharaktere stehen jedoch vor allem die ›Besonderheiten‹ des weiblichen Geschlechts, das als Abweichung von der Norm des – männlichen – Menschen entworfen wird. Während die ›Organisation‹ des weiblichen Körpers als von Schwäche und Sensibilität durchdrungen charakterisiert ist, wird aus der Konstitution des männlichen Körpers »neben der kraftvollen, der Stärke der Organe geschuldeten Fähigkeit zur Weltveränderung [...] die [...] Überlegenheit des Verstandes zur Wirkung auf die Natur und die übrigen lebenden Wesen« (Honegger 1991: 159) abgeleitet.

Die aus der Struktur und Funktion sexuierter Körper abgelesene hierarchische Differenz der Geschlechter assoziiert Mann und Frau zugleich auf unterschiedliche Weise mit dem Geschlechtlichen (vgl. Bührmann 1995): Während die Frau aufgrund ihrer körperlichen Organisation und ihrer reproduktiven Funktionen den Gesetzen des Geschlechts unterworfen ist,

gelten diese Gesetze für den Mann in paradoxer Einschränkung: Gerade der männliche Körper soll jene weitgehende Entbindung vom Geschlechtlichen ermöglichen, die den Mann qua Geschlecht zur Verkörperung des Allgemein-Menschlichen macht. Diese Gleichzeitigkeit von ›Sexuierung‹ und ›De-Sexuierung‹, die die Begründung der Geschlechtscharaktere als Einheit von körperlicher Organisation, Fortpflanzungszweck und psychisch-sozialer Bestimmung zugleich aufgreift und relativiert, wird u.a. im Rückgriff auf anatomisch-morphologische Analogien plausibilisiert: Im Unterschied zum Gattungswesen Frau, das vom Uterus bzw. später den Eierstöcken ›beherrscht‹ ist, werden die spezifische Funktion und Lage der männlichen Zeugungsorgane als Zeichen der Unabhängigkeit von geschlechtlichen Bestimmungen und Begrenzungen gelesen (vgl. Honegger 1991: 198f.; Mehlmann 1998: 105).

›Paradoxe‹ Sexualisierung

Das Projekt der »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« wird nach Karin Hausen (1976) insbesondere dadurch fundiert und abgestützt, dass das Modell einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Geschlechter mit der These einer ›natürlichen‹ Komplementarität im Rahmen einer ehelich-monogamen »Liebes- und Fortpflanzungsgemeinschaft« (Soine 2002: 142) verknüpft wird.

Historisch parallel zu den medizinisch-anthropologischen Diskursen über die Geschlechtscharaktere ereignet sich eine ›Diskursexplosion‹ über das ›Sexuelle‹, die sich – wie Michel Foucault (1989) gezeigt hat – vor allem auf die Abweichungen von der Norm der ehelichen fortpflanzungsbezogenen Sexualität konzentriert. Neben den Figuren des masturbierenden Kindes und der hysterischen Frau avanciert insbesondere der perverse – männliche – Erwachsene zum privilegierten Gegenstand medizinisch-psychiatrischen Wissens. Darin wird die Idee eines im Körper verankerten ›natürlichen‹ Sexualtriebs als ›innere Wahrheit‹ der Individuen hervorgebracht, ein Trieb, der die Geschlechter aufeinander bezieht und zugleich voneinander unterscheidet. Die ›Sexualisierung‹ der Geschlechterdifferenz, die in ›innergeschlechtlicher‹ Dimension mit der Konstruktion von »Antitypen« (Mosse 1996) als ›Kehrseite‹ der Norm »hegemonialer Männlichkeit« (Connell 1999) einhergeht, möchte ich nun exemplarisch an zwei zentralen Diskurspositionen betrachten: Zum einen an Charles Darwins 1871 veröffentlichtem Werk »Die Abstammung des Menschen«, das zwar nicht explizit den ›Wissenschaften vom Sex‹ zugeordnet werden kann, in dem sich aber gleichwohl jene Wendung zum ›Sexuellen‹ spiegelt; zum anderen an Richard von Krafft-Ebings erstmals 1886 erschienener »Psychopathia sexualis«, die zum Standardwerk der Sexualpathologie des 19. Jahrhunderts avanciert.

Darwin: Geschlechtliche Zuchtwahl als Modus geschlechtlicher Differenzierung

In der Evolutionstheorie Darwins wird die geschlechtliche Differenzierung in eine umfassende Theorie der Entstehung der Arten integriert, welche die Genealogie des Menschen einschließt. Die ›Polarisierung der Geschlechtscharaktere‹ wird darin als Ergebnis optimierender Ausleseprozesse bestimmt, die als Werk einer durch Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit charakterisierten ›Natur‹ erscheinen. Im Rahmen des Konzepts der geschlechtlichen Zuchtwahl erhält Sexualität einen zentralen Stellenwert: Hier wird ein kausaler Zusammenhang zwischen sexueller Begierde, Fortpflanzungsauslese und evolutionärer (Höher-)Entwicklung einerseits und der Ausbildung der sogenannten sekundären körperlichen und geistigen Geschlechtsmerkmale⁴ andererseits hergestellt. Im Unterschied zur natürlichen Zuchtwahl, die nach Darwin auf dem Erfolg beider Geschlechter im ›Kampf ums Dasein‹ basiert, wird die geschlechtliche Zuchtwahl als Kampf um die besten Fortpflanzungschancen zwischen rivalisierenden Männchen einer Spezies charakterisiert. Die Aktivität des mit dem ›Brutgeschäft‹ betrauten Weibchens bleibt demgegenüber auf die Wahl des am besten ausgestatteten Männchens beschränkt, das seine superioren Eigenschaften auf dem Wege der Vererbung weitergibt und so zur »Verbesserung der natürlichen Rassen« (Darwin 1951: 220) beiträgt. Die Optimierung zweckmäßiger (Spezies-)Merkmale durch sexuelle Selektion wird damit an das männliche Geschlecht gebunden. Im Rahmen dieser ›männlichen Genealogie‹, die auf der »heißere[n] Begierde« (ebd.: 232) der männlichen Exemplare bei (fast) allen Tierarten gründet, wird die Entwicklung körperlicher und geistiger Unterschiede zwischen den Geschlechtern als »permanente Steigerung der ›Männlichkeit‹« (Bergmann 1998: 108) konzipiert, die sich im Laufe der Evolution von einer mit ›Kindlichkeit‹, ›Indifferenz‹ und (primitiver) ›Ursprünglichkeit‹ assoziierten Weiblichkeit abzuheben beginnt (vgl. Darwin 1951: 556). Hier nimmt Darwin allerdings eine bemerkenswerte Einschränkung vor: Während er »die bedeutendere Größe, Kraft, Kühnheit, Kampflust und Energie« (ebd.: 602) auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurückführt, wird die Entwicklung ›höherer‹ geistiger Fähigkeiten wie »Beobachtung, Verstand, Erfindungsgabe und Phantasie« (ebd.: 562f.) mit der Funktion des Mannes als Ernährer und Beschützer der Familie verknüpft und in den Kontext der natürlichen Zuchtwahl gestellt. Darüber hinaus hebt Darwin hervor, dass sich die sexuelle Rivalität beim Mann in Folge des Zivilisationsprozesses abgeschwächt habe. Gleichwohl

4 | Im Unterschied zu den primären Geschlechtscharakteren, die die Fortpflanzungsorgane bezeichnen, bezieht sich der Begriff der sekundären Geschlechtscharaktere auf alle weiteren körperlichen und geistigen Geschlechterdifferenzen, »die mit dem Fortpflanzungsakt in keinem direkten Zusammenhang stehen« (Darwin 1951: 216).

unterliege dieser »in der Zeit seiner Mannbarkeit, wenn er für sich und seine Familie zu sorgen hat, einem harten Kampf ums Dasein [...]; das aber wird dazu führen, daß sich seine geistigen Fähigkeiten erhalten oder gar noch vermehren, worauf die jetzige Ungleichheit der Geschlechter beruht« (ebd.: 564). Bezogen auf den organischen Sitz jener geistigen Überlegenheit, nimmt Darwin an, dass diese vor allem im »absolut größeren« (vgl. ebd.) Gehirn des Mannes ihren Niederschlag gefunden hat. Die über die Größe des »Kulturorgans« bestimmte Differenz und Hierarchie zwischen den Geschlechtern wird dabei zugleich als Kriterium für die Hierarchisierung von Rassen bzw. von »zivilisierten« weißen und »unzivilisierten« schwarzen Männern eingesetzt. Darwin stützt sich dabei auf eine zentrale Hypothese der auf Gehirnvergleiche und Schädelmessungen spezialisierten anthropologischen Forschung, wonach der »Unterschied der Geschlechter in bezug auf die Schädelhöhle mit der Vervollkommenung der Rasse zunimmt, so daß der Europäer weit mehr die Europäerin überragt, als der Neger die Negerin« (ebd.: Anm. 431).

In geschlechtertheoretischer Perspektive verweist Darwins phylogenetische Argumentation, die den »indirekten« Einfluss des Nervensystems auf die »progressive Entwicklung zahlreicher körperlicher und gewisser geistiger Eigenschaften« (ebd.: 431) hervorhebt, auf eine Entkoppelung anatomischer und psychophysischer Geschlechtscharaktere. Für die Ontogenese wird jedoch der Einfluss der Keimdrüsen auf jene im Gehirn verteilten geistigen Eigenschaften akzentuiert. Hier führt Darwin – am Beispiel des Mannes – die »Tatsache« an, dass »manche[r] unserer [!] geistigen Fähigkeiten [...] bekanntlich erstens zur Zeit der Geschlechtsreife einer beträchtlichen Veränderung unterliegen und daß zweitens Eunuchen Zeit ihres Lebens in diesen Eigenschaften minderwertig sind« (ebd.: 563).

Darwins Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl markiert eine Neukonzentrierung des Sexuellen für die Höherentwicklung der Gattung und die geschlechtliche Differenzierung, die beide auf die größere »Begierde« des männlichen Teils der Spezies zurückgeführt werden. In dieser Perspektive ist es die Ausstattung mit den stärkeren »Leidenschaften« (als Wille zur Fortpflanzung), die das »Fortschreiten« der menschlichen Gattung und die Fähigkeit zur Differenzierung und Individuierung an das – überlegene – männliche Geschlecht bindet. Umgekehrt erscheint die Undifferenziertheit und »Stagnation« des weiblichen Teils der Spezies als Folge seiner geringeren sexuellen »Potenz«. Im Kontext dieser Argumentation zeichnet sich die Tendenz zu einer »Sexualisierung« des männlichen Individuums ab: Wurde im Konzept des männlichen Geschlechtscharakters die Superiorität des Mannes als Repräsentant des Allgemein-Menschlichen mit der Fähigkeit zur Transzendenz der Geschlechtlichkeit begründet, werden in Darwins Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl Triebstärke, individuelle Variabilität und Entwicklungsfähigkeit parallelisiert. Die Bedeutung der sexuellen Dominanz für die Ausprägung der geistigen Individualität (und Überlegenheit) des Menschen-Mannes wird allerdings mit Verweis

auf den Zivilisationsprozess relativiert und mit Blick auf die männliche Ernährer- und Beschützerrolle als Resultat des Konkurrenzkampfes in einer »aggressive[n] Männerkultur« (Bergmann 1998: 113) konzipiert. Die im ersten Teil skizzierte Strategie einer »paradoxen Sexuierung« des männlichen Körpers finden sich in Darwins Entwurf einer dominanten, viril-aggressiven, gleichwohl »kulturtragenden« (weißen) Männlichkeit nur in Ansätzen: Der Hinweis auf die Vererbung, die Macht des Nervensystems sowie die Verortung der geistigen Überlegenheit des Mannes im Gehirn legt zwar eine vom anatomischen Geschlecht unabhängige Entwicklung nahe. Auf der Folie einer »organischen« Verbindung zwischen Gehirn und Genitalien werden jene geistigen Fähigkeiten jedoch unmittelbar an die Funktion der männlichen Keimdrüsen gebunden.

Krafft-Ebing: (Hetero-)Sexualität als Ordnung des Geschlechts

Krafft-Ebings »Psychopathia sexualis« markiert eine Neuordnung von Sexualität und Geschlecht im Rahmen einer fortpflanzungsbezogenen heterosexuellen Matrix, in der sich die Norm eines »gesunden«, d.h. reproduktionsorientierten Sexualverhaltens und die Norm einer exklusiven psychophysischen Zweigeschlechtlichkeit überkreuzen. Während bei Darwin die sexuelle »Begierde« noch relativ unbestimmt erscheint, stützt sich Krafft-Ebing auf die Konstruktion eines wirkmächtigen sexuellen Triebes, der, über den »bloßen« Gattungszweck hinausgehend, zur Grundlage des gesamten individuellen und sozialen Daseins erklärt und zugleich als beständige Gefahrenquelle für die körperliche und geistige Gesundheit der Individuen und der Bevölkerung inszeniert wird (vgl. Krafft-Ebing 1886: 2). Als Folie für die Ausarbeitung der »Persionen« des Sexualtriebes, die den »eigentlichen Gegenstandsbereich« der »Psychopathia sexualis« bilden, werden zunächst sittliche, psychologische und anatomisch-physiologische Standards einer »normalen« Sexualität gesetzt. Sexualität und Geschlecht werden dabei auf mehreren Ebenen miteinander verknüpft: An Darwins Konzept der geschlechtlichen Zuchtwahl anschließend entwirft Krafft-Ebing ein »anthropologisch-historisches« Stufenmodell einer zunehmenden kulturellen »Versittlichung« des Geschlechtslebens, das die gesellschaftliche Organisation der Sexualbeziehungen mit der Organisation der Geschlechterverhältnisse parallelisiert: Ausgehend von einer noch bei »wilden Völkern« vorfindbaren »primitiven Stufe«, auf der »die Befriedigung sexueller Bedürfnisse der Menschen wie die der Thiere« erfolgte und »das Weib [...] Gemeingut der Männer, temporäre Beute des Mächtigsten, Stärksten« (ebd.: 2) war, wird das bürgerliche Ideal der zum »Liebesbund zwischen Mann und Frau« (ebd.: 4) verklärten ehelichen Reproduktionsgemeinschaft als höchste Stufe der zivilisatorischen Entwicklung bestimmt. Analog zur Konzeption der Geschlechtscharaktere leitet Krafft-Ebing aus der je spezifischen »sexualen Organisation« (ebd.: 10) einen »normalen«

männlichen und ›normalen‹ weiblichen Sexualtrieb ab. Der Charakter des Mannes wird mit einem aktiven und lebhaften Sexualtrieb, der Charakter der Frau mit einem passiven und schwächeren Sexualtrieb verbunden, dem im Unterschied zum männlichen Begehren eine eher geistige als sinnliche Qualität zugesprochen wird, die sich im ›Normalfall‹ zur Mutterliebe transformieren soll. Darüber hinaus schreibt Krafft-Ebing dem ›sexuierten‹ Sexualtrieb eine unterschiedliche Wirkungsmacht auf die Psyche zu, wobei sich für Mann und Frau eine je spezifische paradoxe Konstellation von ›Sexualisierung‹ und ›De-Sexualisierung‹ ergibt: Während er der Sexualfunktion des Mannes einerseits eine zentrale Rolle »für die Entstehung und Erhaltung des [männlichen, S.M.] Selbstgefühls« einräumt, betont er andererseits in Bezug auf die »geistige Individualität« des Mannes, dass »das Gebot der Natur nicht sein ganzes psychisches Dasein ausfüllt, S.M.]. Ist sein Verlangen erfüllt, so tritt seine Liebe temporär hinter anderen vitalen und sozialen Interessen zurück« (ebd.). Bei der Frau verhält es sich umgekehrt: So sei die Bedeutung der Sexualfunktion für das weibliche ›Selbstgefühl‹ zwar »weniger einschneidend«, gleichwohl mache »sich in dem Bewußtsein des Weibes das sexuelle Gebiet mehr geltend als in dem des Mannes. Das Bedürfniss nach Liebe ist größer als bei diesem, continuierlich, nicht episodisch« (ebd.). In sexualphysiologischer Hinsicht geht Krafft-Ebing (ebd.: 19) von der Annahme einer funktionalen Verbindung zwischen Fortpflanzungsorganen (Keimdrüsen), spinalen Zentren und einem psychosexuellen Zentrum im Gehirn aus. Dieses psychosexuelle Zentrum wird als ›organischer‹ Sitz des Geschlechtstriebes und psychischer Geschlechtscharaktere sowie als »centrale und oberste Instanz« bestimmt, die den gesamten »sexualen Mechanismus« steuert und über »hemmende Vorstellungen« (ebd.) reguliert. Vor dem Hintergrund der Verknüpfung geschlechtlicher Identität mit der Ausrichtung des sexuellen Begehrens steigt das nicht-fortpflanzungsbezogene gleichgeschlechtliche Begehren in Gestalt der sogenannten konträren Sexualempfindung nicht nur zum »Paradigma sexueller Perversion« (Müller 1991: 126), sondern zugleich zum Modell- und Problemfall einer pathologischen ›Verkehrung‹ der Geschlechtscharaktere⁵ auf, die beim Sexualtrieb beginnend, das ›ganze psychische Sein‹ erfasst und im Extremfall in einer morphologischen Annäherung an das andere Geschlecht mündet. Diese ›rätselhaften‹ Formen einer progressiven Verweiblichung bzw. Vermännlichung, die bei ansonsten völlig ›normaler‹ Gestaltung der Fortpflanzungsorgane auftreten,

5 | Krafft-Ebing entwickelt seine Konzeption der konträren Sexualempfindung (auch) im Rückgriff auf Karl Heinrich Ulrichs Entwurf der mann-männlichen Liebe als Merkmal einer geschlechtlichen ›Sondernatur‹, eines ›dritten Geschlechts‹. Zu Ulrichs emanzipatorischem Entwurf der Männerliebe als Ausdruck einer ›im männlichen Körper eingeschlossenen weiblichen Seele‹, der den sexualwissenschaftlichen Diskurs entscheidend prägen sollte, vgl. den Beitrag von Rainer Herrn.

führt Krafft-Ebing (1886: 21) – im Horizont der Degenerationstheorie – auf angeborene oder erworbene »meist erbliche krankhafte Veränderungen des Zentralnervensystems« zurück, die als »cerebrale Anomalien« im Gehirn lokalisiert werden. Bei der erworbenen Genese wird insbesondere der Onanie eine zentrale Rolle für eine »Zerrüttung« der Nerven und »Zerstörung« des männlichen Selbstgefühls zugeschrieben, die am Beginn einer psychosexuellen Metamorphose stehen.

Im Unterschied zur Evolutionstheorie Darwins, in der die sexuelle Differenz in erster Linie quantitativ definiert wird, ist die »Sexualisierung« der Geschlechterdifferenz in der Sexualpathologie Krafft-Ebings mit einer »Sexuierung« des Sexualtriebs verbunden, der die Geschlechter entlang der Achse aktiv/passiv, Stärke/Schwäche, Sinnlichkeit/Liebe unterscheidet und in ein komplementär-hierarchisches und asymmetrisches Verhältnis zueinander setzt. Die paradoxe »Sexuierung« des männlichen Individuums wird hier in eine »paradoxe Sexualisierung« übersetzt: Im Unterschied zum Gattungswesen Frau, deren ganzes psychisches Dasein durch die Sexualfunktion bestimmt ist, die sich jedoch nicht als sinnliches Begehren, sondern als Mutterliebe äußern soll, tritt diese beim Individuum Mann nur temporär in Erscheinung. Mit Blick auf die Stärke des männlichen Sexualtriebs erscheint die – stets gefährdete – Balance zwischen »Sinnlichkeit und Sittlichkeit« (ebd.: 5) gleichermaßen als Voraussetzung für die Kontrolle über die Frau wie für jene weitgehende geschlechtliche Entbindung, die den Mann zur Verkörperung des allgemein-menschlichen Individuums macht und zum Träger der Kultur erhebt. »Normale«, d.h. heterosexuelle Männlichkeit muss sich jedoch nicht nur von der Frau, sondern von der »innergeschlechtlichen« Negativfigur des »verweiblichten« Homosexuellen abheben, die vollständig durch ihre »verkehrte« Sexualität bestimmt ist. Die Konstruktion der konträren Sexualempfindung, die als »rätselhafte« Inkongruenz zwischen Keimdrüsen und Gehirn codiert wird, markiert zugleich eine Erosion der anatomisch-physiologischen Begründung der Geschlechtscharaktere, die den sexuierten Körper als zuverlässigen Referenten geschlechtlicher Identität zu unterminieren droht (vgl. Heidel 2001: 304).

Erosionen und »Umschriften« der Geschlechterdifferenz

Um 1900 spitzen sich diese Erosionstendenzen angesichts einer expansiven Vervielfältigung sexueller und geschlechtlicher Abweichungen in den sexualwissenschaftlichen Debatten über die Ätiologie von Homosexualität und Hermaphroditismus zu.⁶ Das Problem der »Unzuverlässigkeit des

6 | Die Vielzahl der »Abweichungen der Natur von sich selbst« (Runte 2001: 267) wirft grundsätzliche Fragen nach dem Verhältnis von Natur und Kultur, der

Körpers« (vgl. Mehlmann 2006), das sich in einer »Krise des Geschlechterwissens« (Schäffner 1995) manifestiert, erscheint dabei umso drängender, da sich zugleich eine Erosion der »natürlichen« Geschlechterordnung durch die Forderungen der Frauenbewegung nach gleichberechtigter Teilhabe an Politik, Erwerbsleben und Wissenschaft (vgl. Bublitz 1998: 45) sowie durch die um gesellschaftliche Anerkennung sexueller Minderheiten kämpfende Homosexuellenbewegung (vgl. Mosse 1997: 118) abzeichnet. Vor diesem Hintergrund möchte ich abschließend auf die Geschlechtertheorien Weiningers und Freuds eingehen, die durch eine Verlagerung von einer biologischen auf eine psychologische Argumentation gekennzeichnet sind. Im Vergleich beider Positionen möchte ich zeigen, dass dieser geschlechtertheoretische »Paradigmenwechsel« mit unterschiedlichen Strategien der Wiederherstellung eines asymmetrisch-hierarchisch strukturierten Zweigeschlechtermodells verbunden ist, die in je spezifischer Weise auf die skizzierten Konstruktionslogiken des mann-menschlichen Individuums rekurrieren.

Weininger: Sexuelle Mannigfaltigkeit und geschlechtliches ›Sein‹

In seiner 1903 erschienenen antifeministischen (und antisemitischen) Dissertationsschrift »Geschlecht und Charakter« sieht sich Otto Weininger (1997: V) vor die Aufgabe gestellt, die »geistigen Differenzen der Geschlechter in ein System« zu bringen. Diese Aufgabe ergibt sich für Weininger aus dem Problem der Unbestimmtheit bzw. Unbestimmbarkeit der Geschlechterdifferenz. Weiningers psychologische Wendung ist dabei bekanntlich mit einem expliziten geschlechterpolitischen Interesse verbunden: Es geht um die Frauenfrage als zentrales »Kulturproblem« (ebd.: VII), das durch eine »Neubewertung« des Wesens der Frau und deren Bedeutung im »Weltganzen« einer endgültigen Lösung zugeführt werden soll, die sich allerdings, wie Weininger im ersten biologisch-psychologischen Teil seiner Arbeit vorführt, nicht länger auf »natürliche« Geschlechtergrenzen stützen kann. Hier bestreitet er die Existenz von »ein- und bestimmt-geschlechtlich zu bezeichnenden Lebewesen« (ebd.: 12) und weist die anthropologische Norm »reiner« Männlichkeit und Weiblichkeit als idealtypische Konstruktion aus, die in der Wirklichkeit nicht vorkomme. Demgegenüber postuliert er ein psychophysisches Kontinuum von »unzählige[n] Abstufungen zwischen Mann und Weib« (ebd.: 9), die durch je spezifische Mischungsverhältnisse männlicher und weiblicher Anteile (m und w) gekennzeichnet sind. Gestützt auf das Theorem einer ursprünglichen phylo- und ontoge-

inneren Verbindung von Körpergeschlecht, Sexualtrieb und Psyche (vgl. Schmerahl 1998), einem gesicherten Bezugspunkt für die Bestimmung der Geschlechtergrenzen (vgl. Schäffner 1995; Bublitz 2000) sowie der Grenzen geschlechtlicher Normalität auf (vgl. Link 1997; Dornhof 1998; Mehlmann 2000; Bublitz 2001).

netischen Bisexualität wird nunmehr eine ›dauernde Doppelgeschlechtlichkeit‹ zum ›Normalfall‹ des Geschlechts erhoben. Ausgehend von der konstitutiven Kopplung von Sexualität, Geschlecht und Identität, die im Horizont der sexuellen Matrix zu einem Gesetz der sexuellen Anziehung der jeweiligen männlichen und weiblichen Anteile ausgearbeitet wird, werden alle geschlechtlichen Mischformen, einschließlich der Homosexualität, als normale, nicht-pathologische Phänomene ausgewiesen. Anatomisch physiologische Basis des ›Prinzips‹ sexueller Zwischenformen, das Magnus Hirschfelds Theorie der sexuellen Zwischenstufen⁷ radikalisiert, ist ein Modell unzähliger Zellgeschlechter, die in ihrer sexuell-geschlechtlichen Ausprägung nicht nur graduell und lokal, sondern auch temporär variieren. Aus diesen ›sexu(alis)ierten‹ Körpern lassen sich weder eindeutige und noch dauerhafte geschlechtliche Zuordnungen und Identitäten mehr ableiten (vgl. Schäffner 1995: 286).

Weininger begegnet diesen Problemlagen im zweiten philosophisch-psychologischen Hauptteil seines Werkes zunächst mit dem Postulat eines ›geschlechtlichen Seins‹, das als Ort des ›wahren‹ Geschlechts bestimmt wird: »Trotz allen sexuellen Zwischenformen ist der Mensch am Ende doch *eines* von beiden, *entweder* Mann *oder* Weib« (Weininger 1997: 98).⁸ Mit diesem geschlechtlichen Identitätsprinzip wird ein fixer Bezugspunkt für eine metaphysisch-ontologische Neubestimmung der Geschlechterdifferenz eingeführt, in der der (ideale) Mann (m) zum ›rein geistigen‹ Repräsentanten eines Allgemein-Menschlichen Seins erhoben, während das (ideale) Weib (w) demgegenüber als Verkörperung des Sexuell-Geschlechtlichen, rein materiellen Nicht-Seins entworfen wird. Basis seiner sexuellen Typenlehre, die den Mann als eigentliches ›Rätsel‹ der Geschlechterpsychologie ausweist (vgl. ebd.: 277), ist die Figur des vom Geschlechtlich-Sexuellen nur temporär affizierten männlichen Individuums, der nun allerdings die Figur einer vollständig vom Sexuellen durchdrungenen Frau gegenübergestellt wird.⁹ Weininger wendet sich damit zugleich gegen eine Sexualisierung des männlichen, kulturschaffenden Geistes, die er in Darwins Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl und in den Sexualwissenschaften ausmacht. In seiner philosophischen Argumentation, in der ›Sex‹ und ›Geist‹ (wieder) als Antagonismen definiert werden, greift Weininger auf den gesamten abendländischen Bestand geschlechtlich codierter Binär-

7 | Zu Hirschfelds Zwischenstufentheorie, vgl. wiederum den Beitrag von Rainer Herrn.

8 | Weininger stützt sich bei dieser Grenzziehung auf die Figuren des/der Homosexuellen, die – auf der Folie der heterosexuellen Matrix der geschlechtlichen Anziehung – als Beleg für die (subjektive, innerpsychische) Unhintergebarkeit des Mann- oder Frauseins (vgl. Spörri 2000: 38) und zugleich als Modell für eine Entkopplung von Physis und Psyche eingesetzt werden.

9 | Zur »Neu-Entdeckung« der sexualisierten Frau um 1900, vgl. von Braun 1990: 186f.

oppositionen zurück, wobei w als Negation der durch das Prinzip m vertretenen – menschlichen – Charakteristika des Bewusstseins, der Seele, des Willens, der Logik und der Moral (vgl. ebd.: 378) ausgewiesen wird. Vor dem Hintergrund dieser – wie Weininger selbst einräumt – vollständigen Entwertung des Weiblichen, wird das gesamte Spektrum sexuell-geschlechtlicher Zwischenformen, das bislang als ›normal‹ ausgewiesen wurde, pathologisiert, wobei jede ›Mischung‹ mit w mit dem Stigma – sittlicher – Entartung belegt wird. Die ›Neuerfindung‹ des idealen, d.h. zugleich genialen Mannes als Raum, Zeit und Materie transzendierendes intelligibles und wertsetzendes Subjekt bildet zugleich die Folie für eine asymmetrische Neukonstruktion der Geschlechtergrenze, die wiederum mit einer für Mann und Frau je unterschiedlichen Konzeption des Verhältnisses zwischen Physis und Psyche verknüpft wird: Da Weininger (ebd.: 241) in der Seele des Mannes alle Möglichkeiten des Seins angelegt sieht, könne dieser »zur höchsten Höhe hinaufgelangen und auf tiefste entarten, er kann zum Tiere, zur Pflanze, er kann auch zum Weibe werden, und darum gibt es weibliche, weibische Männer«. Umgekehrt aber, könne »die Frau [...] nie zum Manne werden«. Während Weininger das Prinzip des psychophysischen Parallelismus für den Mann außer Kraft gesetzt sieht, bleibt das Weib »[t]rotz aller Bisexualität« an ihre körperliche Geschlechtlichkeit gebunden, womit dem Emanzipationsbedürfnis der Frauen, das er auf deren männliche Anteile zurückführt (vgl. ebd.: 50f.), wieder ›natürliche‹ Grenzen gesetzt sind.

Neben der ›Neubestimmung‹ der Geschlechterdifferenz spielt die Übertragung der charakterlogischen Typenlehre auf das Judentum eine zentrale Rolle in Weiningers Arbeit, wobei Misogynie und Antisemitismus in der These von der Weiblichkeit des Juden untrennbar miteinander verknüpft werden (vgl. Brunotte 2004: 109). Dem ›feminisierten‹ Homosexuellen, den Weininger im ersten Teil im Rahmen seiner Theorie sexueller Zwischenformen entwirft, wird nun der ›feminisierte‹ Jude zur Seite gestellt, dem im zeitgenössischen Diskurs ebenfalls eine zentrale Bedeutung als Negativfigur zur ›normalen‹ Männlichkeit zukommt (vgl. Mosse 1996: 98).¹⁰

Die Weiblichkeit, von der das Judentum »durchtränkt« (Weininger 1997: 409) sei, ist bei Weininger, der selbst explizit auf seine jüdische Herkunft verweist (vgl. ebd.: 406 Anm. 1), in zweifacher Weise bestimmt: Im Horizont seiner sexuellen Typenlehre wird der Jude in Abgrenzung zum Arier gleichzeitig als »sexuell weniger potent« und »stets lüsterner, geiler« (ebd.: 417) beschrieben. Bemisst sich das ›Weibische‹ des Juden im Vergleich zum arischen Mann am Grad der ›Virilität‹, ergibt sich die

10 | Wobei, wie Mosse mit Blick auf die vielfache Bezichtigung von Juden als homosexuell feststellt, das Bild des Juden und das des Homosexuellen einander ergänzten (vgl. Mosse 1996: 95). Diese Verbindung wird in der Person Weiningers, der nicht nur als Jude, sondern auch als Homosexueller identifiziert wurde, geradezu exemplarisch ›verkörpert‹. Vgl. hierzu den Beitrag von Jay Geller.

spezifische Verbindung zum ›Wesen‹ des Weibes insbesondere über die Zuschreibung des übergroßen sexuellen Begehrens, das sich im »Drang zum ›Koitus‹ und zur ›Kuppelei‹« (Brunotte 2004: 109) sowie im »Unverständnis für alle Askese« (ebd.: 110) spiegele. Im Horizont seiner philosophischen Deduktionen erscheint der ›echte‹ Jude ebenso wie das ›echte‹ Weib als ich- und geistloses Wesen ohne jeden »Eigenwert« (Weininger 1997: 412). Beide »leben nur in der Gattung, nicht als Individualitäten« (ebd.: 416).

Spiegelt Weiningers inhaltliche Argumentation »eine von ihm in klassischer Identifikation mit dem Aggressor ›akzeptierte‹ Stigmatisierung als ›Jude‹ im Sinne der antisemitischen Propaganda« (Link 1997: 375), ergeben sich aus seinen geschlechtertheoretischen Überlegungen entscheidende Differenzen zur Rassenanthropologie: Während Weininger zunächst die Anwendung des Prinzips der sexuellen Zwischenstufen diskutiert und einräumt, dass über einige ›Völker‹ bzw. ›Rassen‹ »ein größeres Quantum von Weiblichkeit insgesamt ausgestreut« (Weininger 1997: 404) zu sein scheint, wird das Judentum im Weiteren jedoch nicht als ›Rasse‹ oder ›Volk‹, sondern als »eine Geistesrichtung, [...] eine psychische Konstitution« definiert, »welche für alle Menschen eine Möglichkeit bildet« (ebd.: 406). Der Konzeption der Prinzipien von m und w als platonische Ideen folgend, weist Weininger nicht nur die Vorstellung eines ›absoluten‹ Juden und eines ›absoluten‹ Christen (vgl. ebd.: 418), sondern ebenfalls die Vorstellung biologisch fixierter ›Rassencharaktere‹ und -grenzen zurück (vgl. Thorson 2000: 74f.): »Es gibt Arier, die jüdischer sind als mancher Jude, und es gibt wirklich Juden, die arischer sind als gewisse Arier« (Weininger 1997: 407). Analog zur Weiblichkeit, die in der Seele des Mannes als Möglichkeit ›tiefster Entartung‹ angelegt ist, wird auch das Judentum als etwas entworfen, vor dem sich der arische Mann hüten müsse: »als Möglichkeit in ihm selber« (ebd.: 409).

Umgekehrt eröffnet die Konstruktion des von Naturgesetzen ›befreiten‹ intelligiblen männlichen Subjekts, das – so Weininger – seinen Körper im Unterschied zum ›passiven‹, ›formbaren‹ Weib ›aktiv‹ nach seinem eigenen Willen schaffen und umschaffen kann (vgl. ebd.: 396), nicht nur die Option einer Überwindung des Weiblichen und der damit verknüpften Sphäre des Sexuell-Geschlechtlichen, sondern (zumindest prinzipiell) auch des ›Jüdischen‹ (vgl. ebd.: 438). Diese nunmehr als moralischer Imperativ formulierte Option wird schließlich mit der – eingeschlechtlichen – Vision eines ›reinen‹, d.h. am christlich-asketischen Ideal der Keuschheit orientierten (männlichen) Menschen verknüpft (vgl. ebd.: 456f.).¹¹

11 | Mit Blick auf Weininger selbst, der nach Erscheinen seines Werkes Selbstmord beging, lässt sich diese Konstruktion als Versuch der Abwehr eines doppelten – mit Verweiblichung assoziierten und am bzw. im Körper verankerten – Stigmas des feminisierten homosexuellen Juden lesen. Weiningers ›Bruch‹ mit der biologischen Begründung der Geschlechtscharaktere stellt sich in dieser Perspektive

Freud: Geschlechterdifferenz und psychosexuelle Entwicklung

Anders als bei Weininger, der auf das Problem geschlechtlicher ›Grenzüberschreitungen‹ fokussiert, stehen in Freuds erstmals 1905 veröffentlichten »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« die ›außerordentliche‹ Verbreitung und Mannigfaltigkeit sexueller Abirrungen im Vordergrund, die die ›Natur‹ des Sexualtriebs im Sinne eines angeborenen Fortpflanzungstriebes (vgl. Freud 1905: 47) ebenso wie die Möglichkeit einer klaren Grenzziehung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen in Frage stellen (vgl. ebd.: 70f.). In seiner Kritik der »Inversion« als geschlechtliche ›Sondernatur‹ grenzt sich Freud gleichermaßen von degenerationstheoretischen Begründungen wie der Konzeption eines ›dritten‹ Geschlechts einschließlich gehirnlokalistischer Spekulationen ab und stellt die kausale Beziehung zwischen anatomischen und psychischen Geschlechtscharakteren einerseits und die Verknüpfung von geschlechtlicher Identität mit der Ausrichtung des sexuellen Begehrens andererseits zur Disposition (vgl. ebd.: 48-58). Darüber hinaus werden angesichts der »Verhältnisse beim Weibe« und »beim Kinde« (ebd.: 118) sowie der widersprüchlichen Befunde von Kastrationen, die darauf verweisen, dass die Sexualerregung und die Geschlechtscharaktere »in beachtenswertem Grade unabhängig von der Produktion der Geschlechtsstoffe« (ebd.) sein können, auch die Keimdrüsen als organische Grundlage der Geschlechtlichkeit verworfen (vgl. ebd.: 120 Anm. 1, editorische Anmerkung). Die Freud'sche ›Lösung‹ dieser Problemlagen besteht in zwei zentralen Perspektivverschiebungen: Erstens wird in seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung die normale, fortpflanzungsbezogene Heterosexualität zum erklärungsbedürftigen Phänomen erhoben und an die Umgestaltung einer ursprünglichen infantilen polymorph-perversen und bisexuellen Anlage gebunden. Zweitens wird die anatomisch-physiologische Begründung der Geschlechtscharaktere durch eine psychologische Argumentation ersetzt: Die psychosexuelle Differenzierung, die ausgehend von der These einer ›primären‹ Männlichkeit beider Geschlechter bekanntlich einen zweifachen Geschlechtswechsel des weiblichen Kindes voraussetzt, wird als Ergebnis eines konfliktträchtigen und störungsanfälligen Prozesses gefasst, in dem die Kohärenz von Körpergeschlecht, Psyche und Sexualtrieb auf innerpsychischem Wege hergestellt wird. Grundlage dieses Prozesses bildet die psychische Aneignung des anatomischen Geschlechts, die in Gestalt von Kastrationsangst und Penisneid als Movens und Motiv für die – kulturell eingeforderte – Umwandlung infantiler libidinöser Objektbesetzungen in gleichgeschlechtliche Identifizierungen und heterosexuelle Objektwahlen

auch als ein Versuch der Einschreibung in das Modell der hegemonialen, d.h. hier: christlich-arischen Männlichkeit dar. Für diesen Hinweis danke ich Ulrike Brunotte.

im Rahmen des ödipalen Familiendramas konstruiert wird.¹² An der Nahtstelle von Kastrations- und Ödipuskomplex wird der ›unzuverlässige Körper‹ über die Wendung ins Imaginäre als Bezugspunkt eines asymmetrisch-hierarchischen Zweigeschlechtermodells wieder eingesetzt. Im Freud'schen Konzept der psychosexuellen Entwicklung wird die ›geistig-moralische‹ Überlegenheit des Mannes, aus der – im Idealfall – vollständigen Auflösung des Ödipuskomplexes sowie den Sublimierungen des Sexualtriebs abgeleitet; eine Leistung, die wiederum auf die Signifikanz des männlichen Genitals verweist, das als ›Phallus‹ zum Zeichen und Maß des Geschlechterverhältnisses erhoben wird (vgl. Breidenstein 1996: 235). Im Diktum der »Anatomie als Schicksal« (vgl. Freud 1924: 249), das die Frau nicht nur zum Mangelwesen macht, sondern auch als Kulturträgerin disqualifiziert, verblasst auch die ›Unzuverlässigkeit des Körpers‹ als stabile und eindeutige Grundlage der Geschlechterdifferenz.

Mit Blick auf die eingangs formulierte These einer ›Vergeschlechtlichung‹ des mann-menschlichen Individuums zeichnen sich im Vergleich der Positionen Weiningers und Freuds zwei unterschiedliche Modelle ab, die wiederum in unterschiedlicher Weise auf die beiden Konstruktionsmodi ›männlicher Hegemonie‹ Bezug nehmen: Während Waininger in seiner charakterologischen Typenlehre, die der ›bedrohlichen‹ Sexualisierung des Männlichen mit dem Versuch der (Wieder-)Einsetzung des (idealen) Mannes als – nun allerdings explizit geschlechtlich markierten – Repräsentanten eines vom Sexuellen ›gereinigten‹ allgemein-menschlichen Individuums und einer vollständigen Sexualisierung und Ent-Individualisierung des Weiblichen begegnet, liegt das Spezifische der Freud'schen Psychoanalyse darin, dass sie die These von der ›überlegenen sexuellen Potenz‹ mit der These der ›geistig-moralischen Überlegenheit‹ des Mannes auf neuartige Weise verknüpft (vgl. Bruns 2002: 121 Anm. 42).¹³ In der an das Konzept des Unbewussten gebundenen Libidotheorie wird der Mann als sexuell bestimmtes Individuum entworfen, das zwar nicht mehr ›Herr im eigenen Hause‹ ist, aber seinen Anspruch auf ›Kulturträgerschaft‹ als erstes – bzw. im Horizont eines sexuellen und phallischen Monismus als einziges – Geschlecht erneuern kann. Beide Modelle überschneiden sich in der asymmetrischen Konstruktion der Geschlechterdifferenz, die darü-

12 | Zur Situierung der Freud'schen Theorie der psychosexuellen Entwicklung und speziell des Kastrationskomplexes im Spannungsfeld von Antisemitismus, Homophobie und maskulinem Judentum, vgl. Geller in diesem Band. Freuds psychologische Wendung kann vor diesem Hintergrund ebenfalls als ›Reaktion‹ auf die Stigmatisierung des ›jüdischen Körpers‹ gelesen werden (vgl. von Braun 2000: 43).

13 | Freud schließt dabei – wie Christina von Braun feststellt – an Darwins Konzept der geschlechtlichen Zuchtwahl an, insofern bei beiden die »Überlegenheit‹ des männlichen Geistes [...] mit der ›Männlichkeit‹ des Geschlechtstribs« (von Braun 1990: 179) erklärt wird.

ber definiert wird, was der Mann hat und der Frau fehlt (bei Weininger ist es das – männliche – Bewusstsein, bei Freud der Phallus), eine Konstruktion, die zugleich sicherstellt, dass die Frau nie zum Mann werden bzw. nicht Mann sein kann.

Literatur

- Bergmann, Anna (1998): *Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle*, Berlin: Aufbau.
- Braun, Christina von (1990): *Nicht ich: Logik, Lüge, Libido*, Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- Braun, Christina von (2000): »Gender, Geschlecht und Geschichte«. In: dies./Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien: eine Einführung*, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 16-57.
- Breidenstein, Georg (1996): »Geschlechtsunterschied und Sexualtrieb im Diskurs der Kastration Anfang des 20. Jahrhunderts«. In: Christiane Eifert/Angelika Epple/Martina Kessel/Marlies Michaelis/Claudia Nowak/Katharina Schicke/Dorothea Weltecke (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 216-239.
- Brunotte, Ulrike (2004): *Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne*, Berlin: Wagenbach.
- Bruns, Claudia (2002): »Subjekt, Gemeinschaft, Männerbund. Hans Blühers Wandelvogelmonographien im Wilhelminischen Kaiserreich«. In: Gabriele Boukrif/Claudia Bruns/Kirsten Heinsohn/Kathrin Schmersahl/Katja Welle (Hg.), *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Nation und Gemeinschaft*, Münster/Hamburg/Berlin/Wien/London/Zürich: LIT, S. 107-140.
- Bublitz, Hannelore (1998): »Das Geschlecht der Moderne – Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz«. In: dies. (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne – Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 26-48.
- Bublitz, Hannelore (2000): »Zur Konstitution von »Kultur« und Geschlecht«. In: dies./Christine Hanke/Andrea Seier (Hg.), *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 19-96.
- Bublitz, Hannelore (2001): »Geschlecht als historisch singuläres Ereignis: Foucaults poststrukturalistischer Beitrag zu einer Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse«. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), *Soziale Verortung der Geschlechter: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 256-287.

- Bührmann, Andrea Dorothea (1995): *Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Darwin, Charles (1951): *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*, Neudruck der 1. Aufl., Stuttgart 1871, Leipzig: Philipp Reclam jun.
- Dornhof, Dorothea (1998): »Inszenierte Persionen. Geschlechterverhältnisse zwischen Pathologie und Normalität um die Jahrhundertwende«. In: Antje Hornscheidt/Gabriele Jähnert/Annette Schlichter (Hg.), *Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 253-277.
- Foucault, Michel (1989): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (achte, korrigierte Auflage 1997): »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« (1905). In: *Studienausgabe*, Bd. 5, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 43-145.
- Freud, Sigmund (achte, korrigierte Auflage 1997): »Der Untergang des Ödipuskomplexes« (1924). In: *Studienausgabe*, Bd. 5, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 245-251.
- Hark, Sabine (1999): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Opladen: Leske + Budrich.
- Hausen, Karin (1976): »Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«. In: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*, Stuttgart: Klett, S. 161-191.
- Heidel, Ulf (2001): »In Verteidigung der Männlichkeit. Sexualpsychiatrische Bestimmungen der Konträrsexualität in der Geschlechterordnung des späten 19. Jahrhunderts«. In: ders./Stefan Micheler/Elisabeth Tuidier (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg: Männer-schwarmScript Verlag, S. 291-310.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Klinger, Cornelia (2005): »Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons«. In: Hadumod Bußmann/Renate Hof (Hg.), *Genus. Geschlechterforschung/Gender Studies in der Kultur- und Sozialwissenschaften*, Stuttgart: Kröner, S. 328-364.
- Krafft-Ebing, Richard von (1886): *Psychopathia sexualis. Eine klinisch-forensische Studie*, Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M.: dtv.

- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mehlmann, Sabine (1998): »Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzepts männlicher Geschlechtsidentität«. In: Hannelore Bubltz (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 95-118.
- Mehlmann, Sabine (2000): »Das doppelte Geschlecht. Die konstitutionelle Bisexualität und die Konstruktion der Geschlechtergrenze«. In: *Feministische Studien* 1, S. 36-51.
- Mehlmann, Sabine (2006): *Unzuverlässige Körper – Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität*, Königstein/Taunus: Helmer.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): »Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive«. In: Martin Dinges (Hg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Mosse, George L. (1997): *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt a.M./Wien: Büchergilde Gutenberg.
- Müller, Klaus (1991): *Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut. Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im neunzehnten Jahrhundert*, Berlin: Rosa Winkel.
- Runte, Annette (2001): »Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topographien geschlechtlicher Devianz und ihre »transsexuelle« Normalisierung«. In: Ute Gerhard/Jürgen Link/Ernst Schulte-Holtey (Hg.), *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, S. 265-293.
- Schäffner, Wolfgang (1995): »Transformationen. Schreiber und die Geschlechterpolitik um 1900«. In: Elfi Bettinger/Julika Funk (Hg.), *Maskeaden: Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung*, Berlin: Erich Schmidt, S. 273-291.
- Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph (1998): »Nachwort«. In: dies. (Hg.), *Herculine Barbin. Michel Foucault über Hermaphroditismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 215-246.
- Schmersahl, Katrin (1998): *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*, Opladen: Leske + Budrich.
- Soine, Stefanie (2002): »Das heterosexistische Geschlechterdispositiv als Produktionsrahmen für die Gewalt gegen lesbische Frauen«. In: Regine-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hg.), *Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 135-159.
- Spörri, Miriam (2000): *Die Diagnose des Geschlechts. Hermaphroditismus im sexualwissenschaftlichen Diskurs zwischen 1886 und 1920*, Zürich: unveröffentlichte Lizentiatsarbeit.

- Thorson, Helga (2000): »Confronting Anti-Semitism and Antifeminism in Turn of the Century Vienna: Grete Meisel-Hess and the Modernist Discourses on Hysteria«. In: Klaus Hödl (Hg.), *Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewußtseinslandschaft des österreichischen Judentums*, Innsbruck/Wien/München: StudienVerlag.
- Weininger, Otto (1997): *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, Nachdruck der 1. Aufl., Wien 1903, München: Mattes & Seitz.

